

# Europa, Demokratie, Ökumene, Kultur

Gertraud Diem-Wille  
Ludwig Nagl  
Anton Pelinka  
Friedrich Stadler (Hg.)

FESTSCHRIFT FÜR RAOUL KNEUCKER

Ode to Joy

böhlau

Freu de, schö ner Göt ter fun ken, Toch ter aus E - ly - si

Dei - ne Zau - ber

**böhlau**



Foto: Karim Hadaya

*R. Brunken*

Gertraud Diem-Wille · Ludwig Nagl  
Anton Pelinka · Friedrich Stadler (Hg.)

# Europa, Demokratie, Ökumene, Kultur

Festschrift für Raoul Kneucker zum 80. Geburtstag

2018

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR



Veröffentlicht mit der Unterstützung durch:  
Zukunftsfonds der Republik Österreich  
Amt der N.Ö. Landesregierung  
MA 7, Kulturabteilung der Stadt Wien  
Erzdiözese Wien  
Verein der Freunde Religiöser Bildung  
Evangelische Kirche A.B. in Österreich

**Zukunftsfonds**  
der Republik Österreich

WISSENSCHAFT · FORSCHUNG  
NIEDERÖSTERREICH



**WIEN**  
**KULTUR**



ERZDIÖZESE WIEN



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar  
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Jörg Eipper-Kaiser, Graz  
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien  
Satz: Michael Rauscher, Wien

ISBN 978-3-205-20007-9

## Inhalt

- 9 Editorial

### GESCHICHTEN MIT RAOUL KNEUCKER

- Rudolf Scholten  
15 Hochseilakt
- Caspar Einem  
21 Forschungs- und Technologiepolitik 1997–2000. Einige bruchstückhafte Erinnerungen
- Christian Naczinsky  
29 Tagträumende Nachtwache
- Ruth Wodak  
37 Raoul Kneucker – Wegbegleiter und Familienfreund
- Manfried Welan  
45 Mein Freund Raoul
- Manfred Nowak  
51 Menschenrechtsbildung als Teil der Politischen Bildung. Persönliche Erinnerungen an meine ersten Kontakte mit Raoul Kneucker

### ÖKUMENE

- Michael Bünker  
61 Impulse der Reformation für Kirche und Gesellschaft heute

- Ulrich H. Körtner  
73 Heute glauben in Europa. Zwischen Religionsdistanz und Religionsfanatismus
- Allan Janik  
95 Ecumenical Politics: Ethics and Reason in Pluralist Dialogue
- Ludwig Nagl  
107 Unterwegs zu einem postsäkularen, pluralismussensiblen Religionsverständnis? Der Beitrag des amerikanischen Pragmatismus
- Karl W. Schwarz  
123 »Ius maiestatis sacrum circa sacra, non in sacris«.  
Von Gisbert Voetius über Josef Bohatec bis Heinrich Drimmel
- Christine Mann  
135 Eine Vision wird Realität. Die ökumenisch getragene Kirchliche Pädagogische Hochschule Wien/Krems
- EUROPA
- Erhard Busek  
171 Raoul Kneucker – ein Mensch der Treue. Ein Leben für Europa in der Wissenschaft
- Anton Pelinka  
183 Welches Europa? Europa ist nicht Europa ist nicht Europa
- Werner Pleschberger  
199 Die »Migrationskrise« – (k)eine neue EU-»Endkrise«!
- Jürgen Mittelstraß  
235 Differenzierung, Profilierung, Flexibilisierung. Über die Erfordernisse eines modernen tertiären Bildungssystems

## ÖSTERREICH

- Heinz Fischer  
247 Bundespräsident und Außenpolitik
- Farid Hafez  
259 Unser Österreich. Wie die muslimische Jugend geschlossene Definitionen von österreichischer Identität herausfordert
- Ursula Seeber  
275 »Und was ist ein Mensch ohne Papiere? Weniger als ein Papier ohne einen Menschen!« Exil und Bürokratie

## DEMOKRATIE UND KULTUR

- Herta Nagl-Docekal  
293 Moral im Kontext des liberalen Rechtsstaates
- Gertraud Diem-Wille  
307 Resilienz und Karriereverlauf. Raoul Kneucker als Förderer von Forschung und Lernen
- 335 Werdegang Raoul Kneucker
- 341 Veröffentlichungen Raoul Kneucker
- 345 Autorinnen und Autoren





## Editorial

Raoul Kneucker, der heuer am 13. Februar 2018 seinen 80. Geburtstag feiert, ist die Verkörperung eines modernen *l'uomo universale* im Sinne des weltoffenen und gebildeten Renaissance-Menschen. Allein sein komplexer Lebenslauf spiegelt diese einzigartige grenz- und fächerübergreifende Dimension zwischen Wissenschaft, Religion, Verwaltung und Kunst. Und seine Biografie im Spannungsfeld zwischen Judentum und Christentum ist zugleich Ausdruck der Brüche und Kontinuitäten der österreichischen Zeitgeschichte mit Shoah, Vertreibung und »Wiederaufbau« nach der nationalsozialistischen Katastrophe. Trotz – oder vielleicht gerade wegen – dieser Verwerfungen ist die dialogische und verbindende Mentalität und Praxis von Raoul Kneucker als Spitzenbeamter, Wissenschaftler und Akteur im ökumenischen Kulturbereich ein beeindruckendes Merkmal einer einzigartigen Persönlichkeit auf mehreren Ebenen:

Als gelernter Jurist und praktizierender Rechts- und Verwaltungswissenschaftler (er war kurz Assistent für Straf- und Verwaltungsrecht der Universität Wien) hat Raoul Kneucker diese frühe Expertise nach seiner Pensionierung als Beamter ab 2002 als Honorarprofessor für Politikwissenschaften an der Universität Innsbruck sowie für Recht der Religionen und Religionsgemeinschaften an der Universität Wien wieder zur Entfaltung gebracht.

Im Bildungs- und Wissenschaftsministerium verkörperte Raoul Kneucker geradezu den Idealtypus eines josephinischen Beamten mit seiner rechtlichen und forschungspolitischen Expertise. Diese hat er zusätzlich in seinen Funktionen als Generalsekretär der Rektorenkonferenz (heute Universitätenkonferenz) und im Forschungsförderungsfonds (FWF) innovativ unter Beweis gestellt, wobei in allen Tätigkeitsbereichen die Internationalität und Interdisziplinarität hervorsteicht – zuletzt als Leiter der Sektion für wissenschaftliche Forschung und internationale Angelegenheiten. Durch die politische Entwicklung nach 2000 scheint dieser professionelle und selbstständige Verwaltungsbeamte (»Minister gehen, Beamte bleiben«) mit hoher Qualifikation in der Administration und Forschungspolitik im gesamteuropäischen Kontext verlorengegangen zu sein. Die Privatisierung und Auslagerung des Berufsbeamtentums ging Hand in Hand mit einer schnelllebigen Politisierung und einem neoliberalen Verwaltungsmanagement. Dies erfolgte allmählich auf Kosten des bereits von Joseph II.

geschaffenen Typus eines aufgeklärten Staatsbeamten mit relativer Autonomie trotz hierarchischer Verwaltungsstruktur und politischer Weisungsgebundenheit.

In der Religion ergab sich im Spannungsfeld zwischen Christentum, Judentum und Islam für Raoul Kneucker ein ökumenischer Auftrag, der an die dialogische Philosophie eines Martin Buber erinnert. Rechtliche Voraussetzungen der Theologie und religiöse Praxis werden perspektivisch miteinander verbunden und in einem Bildungsprozess aufbereitet. Das ist in der heutigen Zeit mit einer zunehmend geistigen und gewaltsamen Konfrontation der Religionen im lokalen und globalen Ausmaß eine permanente Herausforderung, der man im Sinne von Raoul nur kosmopolitisch und aufklärerisch begegnen kann.

Die Symbiose von Wissenschaft und Kunst manifestiert sich in Raoul Kneuckers Leben eindrucksvoll. Sie ist zugleich Ausdruck eines ursprünglich zerstörten und danach marginalisierten Bildungsbürgertums und Inspiration für die Ko-Existenz von kreativem Denken und Musizieren. Hier wird der Symbolcharakter von Schillers und Beethovens »Freude, schöner Götterfunken« wie am Titelbild dieser Festschrift zu Recht einmal mehr in Erinnerung gerufen, zugleich als Hymne der völkerverbindenden Europäischen Gemeinschaft.

Das Schicksal von Raoul Kneuckers Vater steht stellvertretend für die Verwerfungen und Katastrophen des 20. Jahrhunderts, mit Vernichtung seiner Familie im Holocaust, erzwungener Emigration und nicht erfolgter Rückkehr in seine Heimatstadt. Vor diesem Hintergrund hat sein Sohn Raoul mit seiner Mutter und ihrer Familie nach dem »Anschluss« das Überleben und Leben gelernt, und in einem permanenten Orientierungsprozess in Graz und Wien trotz aller Widrigkeiten eine eindrucksvolle berufliche Karriere mit Ausflügen in die Wissenschaft aufgebaut. Mit seinem Engagement für die »Gesellschaft der Freunde der Exilbibliothek« im Literaturhaus in Wien wird dieser biografische Bogen symbolisch geschlossen.

Dieses beeindruckende Lebenswerk wird in der vorliegenden Festschrift perspektivisch von Freunden und Freundinnen, prominenten ehemaligen Arbeitgebern, Lebensgefährten, Zeitgenossen und Personen der jüngeren Generation aus persönlicher Sicht und mit thematischen Beiträgen illustriert. Dieses Buch ist keine Gesamtschau von Raoul Kneuckers Œuvre und Biografie, aber ein beeindruckendes Dokument einer einmaligen und einzigartigen Biografie als symbolischer Dank für seine hoffentlich noch lange dauernde Arbeit an der Bildung und Humanisierung der Gesellschaft. Dementsprechend hat das Herausgeber-Team die Beiträge aus all den oben erwähnten Themenbereichen in fünf Blöcke

(Erinnerungen, Ökumene, Europa, Österreich, Demokratie und Kultur) gegliedert, wofür sie den einzelnen AutorInnen herzlich danken. Lieber Raoul:

*ad multos annos!*

Wien, im Juli 2017  
Gertraud Diem-Wille, Ludwig Nagl, Anton Pelinka, Friedrich Stadler



## GESCHICHTEN MIT RAOUL KNEUCKER



Rudolf Scholten

## Hochseilakt

Kunst und Wissenschaft gehen wie aufeinander misstrauische Geschwister durch die Geschichte. Sie beneiden einander und sind zugleich auf ihre Eigenständigkeit stolz. Sie sind mit sehr unterschiedlichen Mitteln auf ähnlichen Pfaden unterwegs und versuchen der Unübersichtlichkeit unserer Zeit zu Klarheit und dem Dunkel der Zukunft zu Licht zu verhelfen.

Jede Zeit vermutet in kritischer Selbstsicht, dass es noch nie so unsicher zugegangen ist wie gerade jetzt. Ich glaube, jede Zeit hat sich im Nachhinein gesehen entweder maßlos überschätzt oder gefährlich unterschätzt. Die Gegenwart ist sich nie gut genug. Jede Zeit staunt wie ein Kind über die jüngsten technischen Erneuerungen. Zugleich ist sie wie eine Pubertierende unsicher, ob sie im Vergleich der Zeiten bestehen kann. Jede andere Zeit scheint im Vergleich mehr Bedeutung zu haben. Ich glaube, jede Zeit kommt sich selbst ein bissl blöd vor.

Unsere Zeit liefert auf diesem Parcours ein Bravourstück. Kunst und Wissenschaft begleiten diese Gefühle der Zeit, sie sind die Hauslehrer jeder Gegenwart, warnend, mahnend und animierend. Das Rohrstablerl wird über dem Gewissen der Zeit geschwungen. Die Erziehungsmethode ist gewaltfrei, aber nicht ohne Schmerz.

Unsere Zeit hat sich der Effizienz als Credo verschrieben. Die Messbarkeit wird zum alleinigen Urteil über Qualität und Lebensberechtigung. »Schnell und entschlossen« ist »langsam und nachdenklich« überlegen. Dabei ist die Irrtumswahrscheinlichkeit irrelevant, weil die Folgen erst in weiter Zukunft erkennbar werden. »Die Fehler von gestern sind die Herausforderungen von heute«, versucht die alte Kabarettformel »ich weiß zwar nicht wohin ich will, aber dafür bin ich umso schneller dort« in eine Lebensstrategie zu verkleiden.

Die Messbarkeit ersetzt jede differenzierte Einschätzung, auf die zweite Kommastelle genau ist besser als klug und durchdacht. Die Effizienzkriterien lügen nie, weil Dummheit nie lügt, sie hat nur unrecht.

Kunst und Grundlagenforschung sind dem tödlichen Verdacht mangelhafter Rentabilität ausgesetzt. Beide sitzen auf der Strafbank mit anderen, die für das Effizienzspiel nicht fit sind.



Die Wissenschaft flüchtet sich an das sichere Ufer der wirtschaftlichen Anwendbarkeit. Das verlässliche Versprechen von wirtschaftlicher Rentabilität ersetzt die Triebfeder der Neugierde. Nicht die Welt zu verstehen ist das Ziel, sondern den Markt zu befriedigen.

Kunst, die sucht und nicht Antworten liefert, Kunst, die Fragen stellt und nicht nur Spaß macht, rückt an den Rand der Wahrnehmung. Der Markt hat keine Lust an Nachdenklichkeit, der Markt braucht schnelle Kaufentscheidungen. Die Suche wird nicht honoriert. Man erdreistet sich dabei sogar, die höchste Form der künstlerischen Selbstreflexion, nämlich »l'art pour l'art«, zum ironisierten Beleg der Verzichtbarkeit zu machen. Das ist kein Missverständnis, sondern die Selbstaufgabe unserer Zeit.

Kunst und Grundlagenforschung sind traurige Seiltänzer in der Arena der Kommerzialisierung. Das Publikum verfolgt lüstern die Gefahr des Absturzes. Die beiden lösen sich von der sicheren Plattform ihres Könnens und schlagen Purzelbäume, die nur deshalb bewundert werden, weil das Seil so hoch gespannt ist. Während des Hochseilakts begeistert die artistische Raffinesse der Akrobaten im Scheinwerferlicht, gleich nach der Vorstellung sind sie nur mehr belächelte Zirkusleute, die romantische Kindheitsträume beleben. Nicht Zwischentöne werden begehrt, sondern ohrenbetäubendes Spektakel.

Kann die Kunst, was man sich von ihr erwartet? In der Antike hatte sie der Götterwelt zu dienen, und sie tat es, in der Renaissance dem Papst und den Fürsten, und sie tat es auch, am Aufbruch zur Moderne diente sie der Neugestaltung der Gesellschaft und der Suche nach einer besseren Welt. Und heute? Den Sponsoren?

Kunst und Wissenschaft gehen in Eifersucht, aber auch enger Verwandtschaft verbunden, Hand in Hand oder besser Aug in Aug, den nur scheinbar hoffnungsvollen Weg vom Feudalismus zum selbstgerechten Maßstab einer kurzfristigen Marktperspektive.

Dieses Geschwisterpaar »Kunst und Wissenschaft« ist die einzige Instanz, die imstande ist, den verwucherten Urwald unserer Zeitumstände in ein rätselhaftes Labyrinth aufzulösen. Chaotische Unübersichtlichkeit wird in eine Landschaft verwandelt, die nicht vorgibt, vorpaketierte Lösungen anzubieten, aber Perspektive und Möglichkeiten zeigt.

Der Staat, der die Aufgabe hätte, den Mankos der Gegenwart entgegenzuwirken und in sachter Korrektur gesamtgesellschaftliche Schief lagen auszubalancieren, beugt sich den kurzatmigen Marktgesetzen.

Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur wird ein Ausnahmestatus von der Generalregel des »Sparens« zugestanden. Um zum Bild des alles verschlingenden Urwalds zurückzukehren heißt dies buchstäblich: Statt mit Kunst und Wissenschaft die inneren Verflechtungen des scheinbar chaotischen Systems zu klären, schlagen wir Schneisen durch das Gehölz und halten diese Kahlschlagpisten für Aufklärung.

Der sofortige Reflex, zu glauben, bei uns sei es noch besser als anderswo, gilt nicht, denn »besser als anderswo« ist noch lange nicht gut.

Wie jede zivilisierte Gesellschaft dem Recht auf Leben auch ein Recht auf ökonomische Überlebensberechtigung beistellt, sollte das auch für die Kunst und Wissenschaft gelten.

Sein zu dürfen, ohne wirtschaftlich sein zu können, ist so zynisch wie das Argument: »Natürlich darf man Kunst nicht verbieten, aber muss man sie unbedingt öffentlich finanzieren?« Auch die Grundlagenforschung erlebt oft diesen entwürdigenden Vergleich mit kurzfristig verwertbaren Forschungsprojekten, warum sie nicht auch so viel Anerkennung finden könnte, um privat finanziert zu werden und damit nicht dem Steuerzahler im Sack hängen zu müssen.

Weder die Kunst noch die Wissenschaft haben die historischen Katastrophen der menschlichen Zivilisation verhindern können, aber angerichtet haben sie beileibe andere.

Die Cloud und Big Data haben den Götterhimmel und Hades längst ersetzt. Der Mythos unserer Zeit ist nicht das Trojanische Pferd, sondern es sind die Trojaner.

Mein Anliegen ist nicht, in Retromanier die Errungenschaften der Zeit zu ironisieren und in pauschalem Pessimismus der Welt rhetorisch jede Chance zu nehmen. Ich bin allerdings davon überzeugt, dass es jeder vorsichtigen und auch professionellen Strategie entsprechen würde, alternative Szenarien den Gegebenheiten zur Seite zu stellen.

Ein intelligenter Staat erkennt die Verpflichtung zur öffentlichen Finanzierung von Kunst und Wissenschaft an, so wie auch anderes als Verpflichtung respektiert wird, und nicht nur als Freibrief für Gnadenakte. Nicht Unterstützung ist gefordert, sondern die Anerkennung der Notwendigkeit.

Ein intelligenter Staat erkennt aber darüber hinaus, dass es im Interesse einer modernen Gesellschaft liegt, in die Nachdenklichkeit aktiv und bewusst zu investieren.

Die Neugierde und Nachdenklichkeit von Kunst und Wissenschaft hingegen ist ein archaischer Begleiter von Erfolgen der Menschheitsgeschichte.

Es gab und gibt auch heute in pragmatischer Sicht erfolgreiche Gesellschaften, die keinen Blick für erhellende Wissenschaft und Kunst hatten und sich nicht oder kaum an dieser immerwährenden und großartigen Entdeckungsreise der Menschheit beteiligt haben.

Und so manche künstlerisch mutige Veränderung hat der Gesellschaft, in der sie gelang, nicht zu wirtschaftlichem Ruhm verholfen.

Aber die meisten künstlerischen Geburtsstätten der Menschheit waren auch in den anderen Fragen des Lebens erfolgreich, vom alten Ägypten über die Perser, Griechen und Römer bis zu den italienischen Städten, den Niederlanden, England oder dem Amerika der Nachkriegszeit. Dass diese Reihe unvollständig ist, spricht nur für diese Beispiele als besonders augenfällig.

Sie werden mir keine größere Gemeinsamkeit von Erfolgsgeschichten der Menschheit nennen können, als jene, dass Gesellschaften, die die Kapitel der Kunstgeschichte geschrieben haben und die Meilensteine der wissenschaftlichen Entdeckungen gesetzt haben, auch in wirtschaftlicher und politischer Sicht erfolgreich waren.

Kunst ist also nicht das nette Beiwerk einer Wohlstandsgesellschaft, sondern eine Voraussetzung von Wachheit, Aufmerksamkeit und Neugierde – ähnlich dem Rückgrat als Voraussetzung für aufrechten Gang.

Kultur- und Wissenschaftspolitik ist letztlich die begeisterte Parteinahme für das Grundrecht gegen die einschränkenden Launen der öffentlichen Tagesstimmung.

Die Menschheit hat seit jeher Innovation und Erfindungslust als Voraussetzung für zukünftiges Glück erkannt. Von den griechischen Philosophen über die großen Entdeckungsreisen bis zur modernen Physik, war immer die Sehnsucht nach Neuem die Antwort auf das Warum unserer Existenz.

Nur wer die Augen verschließt, rennt sicher gegen die Wand.

Wir brauchen eine simple Entscheidung, nämlich ein gezieltes budgetäres Privileg für eine verbesserte Bildung und für eine von Freiheit, Leidenschaft und Neugierde begleitete Wissenschaft und Kunst.

Beim Sparen wird schnell auch die Zukunft miteingesparrt. Die Zukunft können wir uns gleich sparen, dann kann sie uns auch nichts kosten. Wir wollen keine Schulden hinterlassen, dann können wir gleich bei der Zukunft beginnen und sie so weit kürzen, dass wir kaum mehr etwas hinterlassen. Jeder ist seines Glückes Schmied, dann soll sich die Zukunft auch um sich selber kümmern, wir haben schon genug mit der selbstangerichteten Vergangenheit zu tun.

Das alte Europa ist schon alt genug. Doch dieses alte Europa ist eben nicht zu alt, um auf seine Zukunft zu bauen. Gerade das Wissen um die lange, menscheitsprägende Vergangenheit sichert den Mut für die Zukunft. Wenn wir diese verraten, beweisen wir zugleich unsere Untreue zum Erbe. Wir brauchen keinen Ruck, keine Agenda 2020 oder 30 oder sonst eine, keinen neuen Anlauf oder sonstige Kapriolen, die nur placebohaft Entschlossenheit simulieren.

Zurück zu den Seiltänzern: Das Publikum könnte Kunst und Wissenschaft als ein siamesisches Artistenpaar erleben, das wie zwei Akrobaten hoch über dem Boden auf dem Faden der Ariadne die unbekanntenen Gänge des Labyrinths menschlicher Entdeckungen entlanggeht, die beiden kommen voran, und doch sind sie für immer auf Reisen, weil sich das Zentrum des Labyrinths weiterbewegt und immer neue Wege und Gänge freigibt.

Das ist nicht die Geschichte eines nie endenden Alptraums, sondern das Perpetuum-Mobile menschlicher Entdeckungsfreude.

Dieses wundersame Artistenpaar dient nicht der Umwegrentabilität des Fremdenverkehrs, auch nicht dem vielzitierten Standortfaktor. Wir schulden auch nichts der gern beteuerten Kulturnation, sondern wir schulden unserer eigenen Zukunft – die Gläubiger sind unsere Kinder.

Von einem Renaissancefürsten wird die Geschichte erzählt, dass er von seinem Finanzminister ermahnt wird, in einer für den Staatshaushalt schwierigen Situation nicht noch in die Kunst und Universität zusätzliche Mittel zu geben. Der Fürst antwortet seinem Minister »Das versteh ich nicht, wenn wir schon verarmt sind, warum sollen wir auch noch verblöden?«.

Raoul Kneucker ist einer der ganz wenigen, die dem Geschwisterpaar in der Zirkuskuppel das Seil gespannt haben und sie zu Höchstleistungen angespornt haben, aber auch einer, der immer dafür gesorgt hat, dass sie nicht herunterfallen, ihnen immer und überall Netze zur Sicherheit gehalten hat. Dafür ist ihm immer und überall zu danken, nicht nur an seinem Geburtstag, aber auch an diesem Tag.



Caspar Einem

## Forschungs- und Technologiepolitik 1997–2000

Einige bruchstückhafte Erinnerungen

Als ich am 28. Jänner 1997 zum Bundesminister für Wissenschaft, Verkehr und Kunst bestellt wurde, war mir lediglich klar, dass dieses Ressort ein sehr breites Spektrum abzudecken hatte, und ich kam mit zwei ganz unterschiedlichen Erfahrungen aus zwei anderen Ressorts: dem Bundeskanzleramt, wo ich vier Monate Staatssekretär gewesen war und sehr kooperative und engagierte Beamte kennengelernt hatte, und dem Innenministerium, das alle Spielmöglichkeiten anzubieten hatte – von engagierter Kooperation bis zu verlogener Hinterfotzigkeit. Was würde mich wohl nun erwarten? Jedenfalls ein Ministerium, das noch nicht wirklich ein *Wir*-Gefühl entwickelt hatte. Es war gerade mal vor einem Jahr aus dem stolzen Bundesministerium für Verkehr und öffentliche Wirtschaft – um Letztere zugunsten des Finanzministeriums erleichtert – und mit dem Bundesministerium für Wissenschaft und Kunst zusammengeführt worden. Das Zusammenwachsen würde wohl einige Mühe machen. Umso mehr hing mein Erfolg davon ab, ob und in welcher Weise die Beamten der beiden Häuser bereit sein würden, zu kooperieren und den Versuch zu unternehmen, aus diesem Ministerium ein »Haus der geistigen und materiellen Infrastruktur« – das war mein Versuch, diese seltsame Konstruktion mit einem Sinn zu erfüllen, der wohl nicht an ihrer Wiege gestanden war – zu machen. Vor allem würde es auf die Bereitschaft der Sektionschefs beider Häuser ankommen, miteinander und mit mir gemeinsam an einem Strang zu ziehen. Das galt insbesondere für das Feld der Forschung, bei dem zuvor Zuständigkeiten sowohl im Wissenschaftsministerium als auch im Verkehrsministerium angesiedelt waren, nun aber die gemeinsame Führung und Ausrichtung brauchten.

## Das Feld Wissenschaft, Forschung und Technologie

Im Wesentlichen waren es vier Herren, die mir geholfen haben, die Forschungs- und Technologiepolitik neu auszurichten und voranzubringen: der Präsidialchef des Wissenschaftsministeriums Dr. Wolf Frühauf, der Sektionschef für (technologische) Forschung im Wissenschaftsministerium Dr. Norbert Rozsenich, den ich auch mit der Leitung der Forschungsagenden im Doppelministerium beauftragt habe, der Sektionschef für die Universitäten Dr. Sigurd Höllinger und der für Wissenschaft, Forschung und Internationale Angelegenheiten zuständige Sektionschef Dr. Raoul Kneucker. Er war erst vor wenigen Jahren vom vormaligen Wissenschaftsminister Busek ins Ministerium geholt worden, während die anderen drei seit der Gründung des Wissenschaftsministeriums dort leitend tätig waren. Er war jedenfalls spürbar von anderem Holz als seine Kollegen. Ein feinsinniger, kultivierter, bürgerlicher und im Auftreten gewinnender und höflicher Herr. Die Gruppendynamik war zunächst nicht ganz einfach – enge und offene Kooperation zwischen den einzelnen Königreichen war schwierig und die unterschiedliche Herkunft spielte auch eine Rolle.

### Das große Projekt

Es war schließlich vor allem Raoul Kneucker, dem es zu danken war, den Anstoß zu einem gemeinsamen großen Projekt gegeben zu haben, der Entwicklung einer österreichischen Forschungsstrategie – zunächst eines sog. Weißbuchs, das dann bis 1999 weiter zu einem Grünbuch entwickelt und schließlich zur »Forschungsstrategie 1999 plus« wurde. Diese »Forschungspolitik 1999« war erstmals eine systemisch orientierte Konzeption, inhaltlich und formal erstellt nach dem Muster der EU-Programme. Zwar blieb das Thema fokussiert auf Forschung und Technologie (und leider nicht auch auf Innovation), aber es gelang, alle relevanten Akteure der Forschungs- und Technologiepolitik in die Konzepterstellung einzubinden und die Querbezüge zu anderen Politikfeldern in der Konzeption zu berücksichtigen. In vier Runden, in denen jeweils rund 200 Personen aus Parlamentsausschüssen, Ministerien, Forschungseinrichtungen und Industrien teilnahmen, entstand ein umfassendes Konzept für den Forschungsstandort Österreich in einem sich integrierenden Europa.« (vgl. Kneucker, 2010, S. 115)

Raoul Kneucker und seine drei Kollegen – das fröhliche Kleeblatt, wie Kneucker selbst ihre Runde gelegentlich bezeichnet hat – haben das Projekt im Wesentlichen allein vorangetrieben und zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht. Lediglich bei manchen seltenen Milestones war ich als Zuhörer oder Input-Geber, nicht nur bei internen Gesprächen, sondern auch in den großen Konferenzen zum Thema, gefragt.

Was dann passiert ist, war allerdings nicht ganz untypisch für die Dinge, die ich als Wissenschafts- und Technologieminister hinterlassen habe: Die Ergebnisse der Forschungsstrategie wurden »mit der Umstellung der Regierungspolitik 2000 überhaupt unbedankt bei Seite geschoben«, inhaltlich aber in Teilen doch für manch spätere Reformmaßnahme genutzt. (vgl. Kneucker, 2010, S. 116)

Es zeigte sich aber vor allem die Intelligenz des aufwendigen Ansatzes und, ich würde sagen, Kneuckers Handschrift: »Da in die Erstellung Akteure aus allen relevanten Bereichen eingebunden worden waren, haben Experten der Forschungs- und Technologiepolitik in Österreich das Konzept inhaltlich und formal als Fortschritt betrachtet und im zuständigen Parlamentsausschuss bedauert, dass es nicht Grundlage der politischen Verhandlungen blieb.« (vgl. Kneucker, 2010, S. 116)

Zweierlei könnte man für die Politik lernen: Einerseits macht es nicht bloß Sinn (und Freude), wenn es gelingt, das Ministerium und seine Spitzen gemeinsam zum Schwingen zu bringen. Solche Gelegenheiten haben das Potenzial, Ergebnisse hervorzubringen, die den gegenwärtigen Minister vor allem deshalb überleben können, weil sie nicht so sehr seinen Geruch aufweisen. Andererseits zeigt dieses Beispiel, dass das nicht immer funktioniert.

## Das zweite große Anliegen

Nicht nur Raoul Kneucker war die Vermittlung von Wissenschaft und Forschung, von Ansätzen und Ergebnissen wichtig, auch für mich hatte der öffentliche und aufgeklärte Diskurs über Wissenschaft und Forschung hohen Stellenwert. Ich war fest davon überzeugt, dass eine der Voraussetzungen für ein den Wissenschaften gegenüber offenes Klima transparente Information und breit angelegte Kommunikation – durch die Politik und durch die Wissenschaftler selbst – unverzichtbar ist. Und: ohne solche Aufklärungsarbeit kann weder der



nötige Mut für Neues gefördert werden, noch auch hinreichende Finanzierung für Forschung sichergestellt werden.

In diesem Zusammenhang habe ich nicht nur bei den jährlich stattfindenden Technologiegesprächen im Rahmen des Europäischen Forums Alpbach versucht, mit sehr grundsätzlichen Reden die einschlägige Community zu animieren, auch selbst zu dem nötigen Mut und Wissen beizutragen. Wir haben auch im Ministerium eine Reihe von Aktivitäten entwickelt, die dem Ziel dienen oder dienen sollten, Interesse an Wissenschaft und Forschung zu wecken und den vielfach irrationalen Ängsten – insbesondere wenn es um die sog. Grüne Gentechnik ging – entgegenzuwirken. An manchen dieser Aktivitäten war natürlich auch Sektionschef Kneucker beteiligt. Als Beispiele seien hier die Einrichtung der »Galerie der Forschung« im Rahmen der Akademie der Wissenschaften oder die Wanderausstellung zum Thema Gentechnik genannt. Das Projekt des sog. »Experimentariums«, eines interaktiven Science Parks, ließ sich leider mangels hinreichender Finanzierung nicht realisieren.

Zwei weitere Projekte, die mir ein Herzensanliegen waren und zumindest mittelbar auch Kneuckers Interesse getroffen haben, seien noch genannt: Das Projekt der »Europäischen Wissenschaftstage Steyr« war in gewisser Weise als Gegengewicht zum Europäischen Forum Alpbach gedacht, das damals eine politisch eindeutig konservative Ausrichtung hatte. Leider war meine Zeit als Wissenschaftsminister zu kurz, um dieses Projekt hinreichend weit zu begleiten.

Das andere Projekt haben wir »Universitäten forschen« bzw. »Universitäten forschen für die Gesellschaft« genannt. (vgl. Forschungsbericht 2000, S. 43) Durch dieses Projekt sollten zwei Ziele verfolgt werden: Zum einen sollten unterschiedliche Universitäten oder deren Fakultäten oder diese gemeinsam mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen zu einer fruchtbaren Kooperation über Fachgrenzen hinweg animiert werden. Und andererseits ging es mir darum, nicht nur Ergebnisse im Interesse der Bewältigung gesellschaftlicher Problemstellungen zu erzielen, sondern zugleich auch weithin sichtbar zu machen, dass Universitäten, dass Wissenschaft und Forschung dazu einen wesentlichen Beitrag leisten. Für dieses Rahmenprojekt sollten jährlich 10 Millionen Schilling zur Verfügung stehen. Das Projekt startete 1999 mit der ersten Ausschreibung und der Vergabe der Mittel an mehrere Konsortien und erbrachte 2001 umfangreiche Ergebnisse. Allerdings wurde nicht nur diese Projektschiene durch meine Nachfolgerin ersatzlos eingestellt.

## Das Internationale Großforschungsprojekt

1990 hatten die beiden Regierungsparteien SPÖ und ÖVP vereinbart, den Versuch zu unternehmen, eine mittelgroße europäische Forschungseinrichtung für einen Standort in Österreich zu gewinnen. »Die für Europa dringend erforderliche Synchronstrahlungsquelle [...] wäre ein solches passendes Projekt gewesen.«<sup>1</sup> Wir haben es damals »AUSTRON« genannt. Das Problem dabei war die Finanzierung. Es musste jedenfalls mit ca. 400 Millionen Schilling an Kosten gerechnet werden und das Projekt sollte zu 40 % aus österreichischen Mitteln und zu 60 % aus Mitteln der EU bzw. anderer Mitgliedstaaten der EU finanziert werden. Alle unsere Bemühungen, Ko-Financiers an Land zu ziehen, erbrachten zwar vollmundige Unterstützung, aber keine verbindlichen Zusagen.

Letztlich blieb von diesen Bemühungen bloß ein Seitenaspekt übrig, der indes realisiert worden ist. Auf der Basis einer 1998 publizierten »MedAustron«-Machbarkeitsstudie wurde schließlich im Auftrag des Landes Niederösterreich und der Stadt Wiener Neustadt eine Designstudie erarbeitet, die inzwischen auch zur Grundlage der Projektrealisierung geworden ist.

Ziel dieses Projektes ist es, die Behandlung österreichischer Krebspatienten im eigenen Land zu ermöglichen und diese strahlentherapeutische Methode zur Krebsbekämpfung auch wissenschaftlich voranzutreiben. (vgl. Auberger & Griesmayer, 2004)

Das größere europäische Projekt wurde nicht realisiert – Kneucker führt das auf Mutlosigkeit der Regierung zurück. Jedenfalls war das Scheitern dieses Versuchs nicht bloß für den Sektionschef für wissenschaftliche Forschung und internationale Angelegenheiten eine schwere Enttäuschung.

## Das Nachglühen

Beim Wechsel der Regierungen, insbesondere wenn die bisherige Regierungspartei aus dem Amt scheidet, bleibt immer die Frage, was aus den engsten MitarbeiterInnen der scheidenden Minister werden soll. Ich hatte in meinem letzten Jahr in der Bundesregierung noch einen neuen Mitarbeiter für den Bereich Wissenschaft und Forschung aufgenommen, Herrn Dr. Philipp Steger. Er war nicht nur ein brillanter Kopf, sondern auch mit bemerkenswerter Sozial-

---

1 R. Kneucker in: 40 Jahre Wissenschaftsministerium, S. 122.